

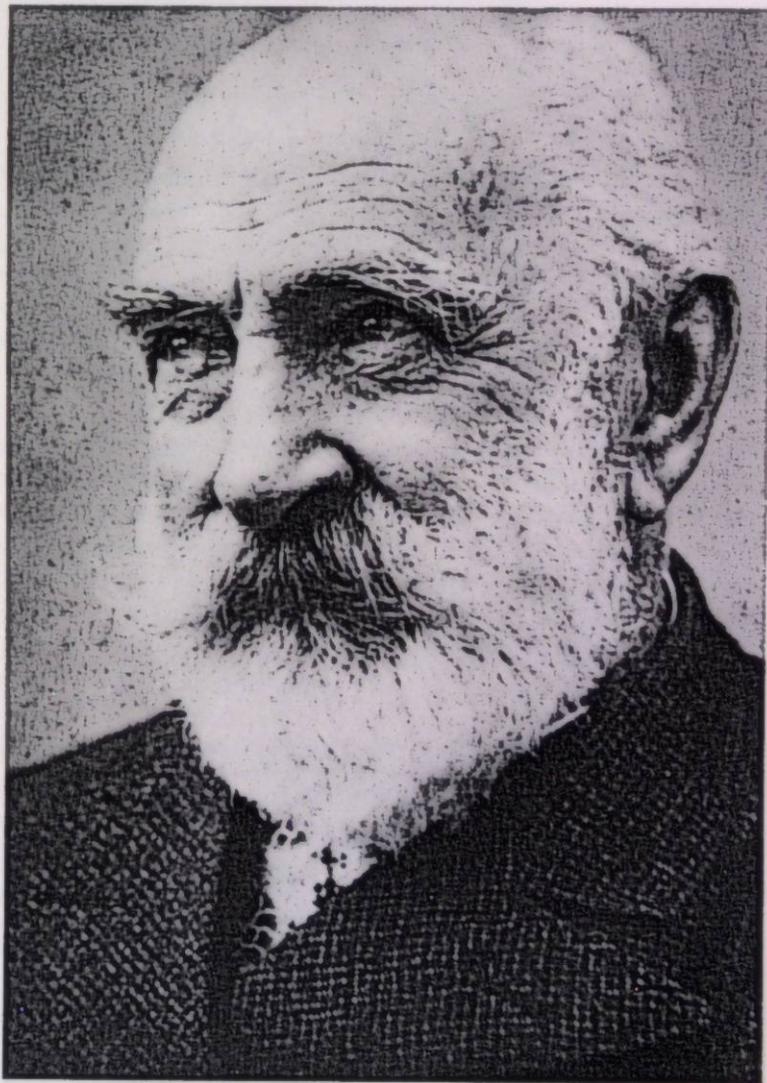
MORIZ MENZINGER
1832 — 1914
LANDSCHAFTSAQUARELLE

MORIZ MENZINGER
1832 — 1914
LANDSCHAFTSAQUARELLE

Jubiläumsausstellung zur 150. Wiederkehr des Geburtstages
des Malers Moriz Menzinger

Liechtensteinisches Landesmuseum, Vaduz
13. August 1982 – 19. September 1982

Moriz Menzinger,
1832 – 1914



Vorwort

Am 15. Juli 1832 wurde der liechtensteinische Landschaftsmaler Moriz Menzinger geboren. Seinem Gedächtnis ist im Jahre 1982 eine Briefmarkenausgabe gewidmet. Das Liechtensteinische Landesmuseum veranstaltet zur 150. Wiederkehr seines Geburtstages eine Ausstellung seiner Werke.

Wer sich mit der liechtensteinischen Landschaft der zweiten Hälfte des 19. Jahrhunderts befasst, kann an den dokumentarischen und bis in Einzelheiten werkgetreuen Aquarellen Moriz Menzingers nicht vorbeigehen. Grosses zeichnerisches Können, die Liebe zum Detail, dezenter Umgang mit den Farben und eine erstaunliche Einfühlungs- und Gestaltungskraft zeichnen seine Landschaftsbilder aus. Bei allem Bezug zur Realität lassen sie nie das Duftige, zart Hingehauchte und Leuchtende der romantischen Aquarellmalerei vermissen.

Menzinger hatte die militärische Laufbahn ergriffen. Doch immer wieder zog es ihn in das Land zurück, in dem er als Sohn des Landvogtes Michael Menzinger seine Jugend verbracht hatte. Bei diesen Besuchen entstanden die meisten liechtensteinischen Landschaften und Ortsbilder, die einen Teil unserer Ausstellung ausmachen.

Der grösste Bestand seiner Werke findet sich in den Sammlungen des Landesfürsten. Kunstfreunde

in Liechtenstein und aus Deutschland stellten ihre Bilder ebenfalls bereitwillig zur Verfügung. Fürstl. Sanitätsrat Dr. Rudolf Rheinberger, dem wir die biographischen Notizen verdanken, hat mehr als vierzig Menzinger-Aquarelle im süddeutschen Raume ausfindig gemacht. Viele Bilder Menzingers sind verschollen. Zahlreiche seiner Aquarelle sind 1936 bei einem Brand im Städtischen Museum in Überlingen zerstört worden.

Durch die freundliche Bereitschaft der Leihgeber aus dem In- und Ausland, denen wir herzlich danken, war es trotzdem möglich, eine Schau von Werken eines liebenswürdigen Künstlers zusammenzustellen, der unter den Malern der liechtensteinischen Landschaft einen hervorragenden Platz einnimmt.

Felix Marxer

Moriz Menzinger

1832 – 1914

Das Geschlecht der Menzinger war ursprünglich im Schwarzwald ansässig. Der lückenlose Stammbaum Moriz Menzingers reicht bis ins frühe sechzehnte Jahrhundert zurück. Vertreter der Familie zeichneten sich vorwiegend als hohe Verwaltungsbeamte, aber auch als bedeutende Juristen und Ärzte aus.

Auch die liechtensteinische Landesgeschichte ist über wichtige Wegstrecken eng mit dem Namen Menzinger verbunden. Zweimal stellte die Familie Menzinger den höchsten Beamten unseres Landes: Franz Xaver Menzinger war von 1788 bis 1808 Landvogt in Vaduz und sein Sohn Johann Michael bekleidete dieses Amt in den Jahren 1833 bis 1861.

Unser Maler Moriz Menzinger wurde vor 150 Jahren, am 15. Juli 1832 als Sohn Johann Michaels und der Luise, geb. Schreiber in Karansebes in Ungarn geboren. Johann Michael war bis zu seiner Berufung als Landvogt durch den Fürsten Johann I. von Liechtenstein, Militärauditor beim k.k. österreichischen Heer in Ungarn gewesen.

Als einjähriges Kind kam Moriz im Jahre 1833 mit seinen Eltern nach Vaduz. Als Sohn eines liechtensteinischen Beamten erhielt er auch automatisch das liechtensteinische Bürgerrecht. So wurde Liechtenstein zur Heimat Moriz Menzingers, in die es ihn in seinem späteren Leben immer wieder

zurückzog, um sie malend zu durchwandern und so die unersetzlichen Zeugnisse jener Zeit zu schaffen, die uns heute noch erhalten sind.

Moriz ist zusammen mit seinen jüngeren Geschwistern, einem Bruder und zwei Schwestern in Vaduz aufgewachsen. Hier besuchte er auch die Grundschule. Danach absolvierte er das Gymnasium, drei Jahre in Feldkirch und drei Jahre in Innsbruck.

Im Dezember 1848 trat Moriz Menzinger als Kadett beim liechtensteinischen Militärkontingent in Sigmaringen ein. Schon am 1. Mai 1849 wurde er zusammen mit seinem Kameraden Peter Rheinberger aus Vaduz zum Leutnant befördert. Beide machten anschliessend die Niederkämpfung des Aufstandes im Grossherzogtum Baden mit, wobei jeder der beiden einen Halbzug unseres Bundeskontingentes anführte.

Nach der Heimkehr aus diesem Feldzug wurde Peter Rheinberger Kontingentskommandant, während Moriz Menzinger mangels Bedarfs für einen zweiten Offizier beurlaubt wurde. Nach etwa vierjähriger Aushilfstätigkeit in der Kanzlei seines Vaters in Vaduz, trat er am 1. Juni 1854 in das k.k. österreichische Heer ein. Adjutant bei der Kommandantur in Frankfurt, dann beim Präsidenten der Bundeskommission sowie Bataillonsadjutant in einer Grenadiereinheit waren seine Dienst-

stellungen in den folgenden Jahren.

Zu dieser Zeit stand Moriz Menzinger mit seinem Heimatort Vaduz noch in enger Beziehung und er scheint dort auch als Künstler schon voll anerkannt gewesen zu sein, denn es wurde ihm im Jahre 1860 angetragen, Pläne für eine neue Kirche in Vaduz zu entwerfen, was dann allerdings nicht zur Ausführung kam.

Im Jahr 1861 wurde der Vater Johann Michael Menzinger nach achtundzwanzigjähriger Tätigkeit als Landvogt und Landesverweser in Vaduz pensioniert, und er zog sich nach Überlingen am Bodensee zurück, wo er bis zu seinem Tode im Jahre 1877 lebte.

Der Wegzug des Vaters von Vaduz bedeutete auch für seinen Sohn Moriz eine einschneidende Veränderung. Das Haus, in dem er aufgewachsen war (das «Verweserhaus» neben dem heutigen Landesmuseum), stand ihm jetzt nicht mehr offen. Aber damit waren für ihn die Beziehungen zu Liechtenstein nicht abgebrochen, denn eine seiner Schwestern hatte in Vaduz den späteren Landrichter Markus Kessler geheiratet. Dadurch sind auch seine fast alljährlichen Besuche in Vaduz, auch nach dem Wegzug des Vaters bis in die frühen siebziger Jahre verständlich. Immer wieder zog es ihn an den Ort zurück, wo er seine Kindheit verbracht hatte und regelmässig hielt er dabei vertraute Motive seiner alten Heimat mit Stift und Pinsel im Bilde fest. Es ist dies die Zeit, aus der die meisten uns noch erhaltenen Liechtenstein-Aquarelle Menzingers stammen.

Im Krieg zwischen Preussen und Österreich im Jahre 1866 wurde Moriz Menzinger an der italienischen Front eingesetzt, wo er sich als Kompaniekommandant in der Schlacht bei Custoza auszeichnete.

In den Jahren 1868/69 war er der Kadettenschule in Olmütz als Zeichenlehrer zugeteilt.

Eine sehr bedeutende Unterbrechung der militärischen Karrierebahn brachten für den Künstler Menzinger die Jahre 1870/71, in denen er die Akademie der bildenden Künste in Wien besuchte.

In dieser Zeit beteiligte er sich auch mehrmals an den Wiener Jahresausstellungen.

Nach seinen Studien an der Akademie wurde er zum Hauptmann befördert und arbeitete ein Jahr lang am militärgeographischen Institut in Wien. Anschliessend war er Zeichenlehrer an den Militärschulen in St. Pölten und Mährisch-Weisskirchen.

Im Jahre 1879 absolvierte Menzinger den Stabsoffizierskurs und dann begann nach zehn «ruhigen» Jahren wieder das unstete Soldatenleben. Er war nacheinander Kompaniekommandant in verschiedenen Infanterieregimentern und, nachdem er im Jahre 1882 zum Major befördert worden war, fünf Jahre lang Bataillonskommandant in Leutschau. Danach stieg er noch zum Oberstleutnant auf und dies war wohl die höchste Charge, die er in der aktiven militärischen Laufbahn erreichen konnte. Am 1. Oktober 1889 liess er sich mit siebenundfünfzig Jahren in den Ruhestand versetzen.

Nun zog er sich, wie zuvor auch schon sein Vater



Franz Xaver Menzinger,
Fürstlich Liechtensteinischer Landvogt,
1788 – 1808.



Johann Michael Menzinger,
Fürstlich Liechtensteinischer Landvogt,
1833 – 1861.

nach Überlingen am Bodensee zurück und verbrachte dort die letzten fünfundzwanzig Jahre seines Lebens.

In diesem zweiten Lebensabschnitt weilte er auch wieder mehrmals in Liechtenstein, wovon auch einige seiner späten Aquarelle zeugen. Das letzte davon entstand im Jahre 1907 auf Masescha.

Im hohen Alter von zweiundachtzig Jahren starb Moriz Menzinger am 12. Februar 1914 in Überlingen.

Liechtenstein hat allen Grund, Moriz Menzingers als eines seiner bedeutendsten Künstler zu gedenken. Eine Briefmarkenausgabe zur Erinnerung an seinen 150. Geburtstag ist eine würdige Ehrung. Um einer breiteren Öffentlichkeit die künstlerische Arbeit Menzingers näher zu bringen, veranstaltet das Liechtensteinische Landesmuseum gleichzeitig eine Ausstellung mit einem Querschnitt durch seine noch erhaltenen Werke.

Dr. Rudolf Rheinberger



Moriz Menzinger mit seiner Schwester Anna Kessler, geb. Menzinger und deren Tochter Eugenie Kessler.

Zur Geschichte der Aquarellmalerei

Die Aquarell- oder Wasserfarbenmalerei gehört mit zu den ältesten Maltechniken überhaupt. Sie ist in einer ursprünglichen, archaischen Form bereits in der prähistorischen Felsenmalerei wie auch in der ägyptischen Wandmalerei anzutreffen. Eine dem Aquarell wie wir es heute verstehen vergleichbare Anwendung von Wasserfarben kann erstmals auf altägyptischen Papyri festgestellt werden.

In der Buchmalerei findet die Wasserfarbenmalerei dann über Jahrhunderte die häufigste Anwendungsmöglichkeit und herrscht auch in der mittelalterlichen Buchillumination neben der Deckfarbenmalerei vor.

Nicht ausser Acht gelassen werden darf die hohe Kunst der chinesischen und japanischen Malerei in Leimwasserfarben. Bemalte Bilderrollen und meisterhaft kolorierte Tuschzeichnungen auf Papier und Seide zeugen von der virtuosen Beherrschung dieser Technik, die eine absolute Sicherheit erfordert, da Korrekturen ja allenfalls nur durch Auswaschen möglich sind.

In der abendländischen Kunst erfährt die Aquarellmalerei, weitgehend noch von der Buchmalerei herkommend, im 15. Jahrhundert zur Kolorierung druckgraphischer Blätter einen neuen Anwendungsbereich und eine weite Verbreitung.

Sie dient ferner der Skizzen- und Studienkolorie-

rung, etwa für Gobelinentwürfe, Portraitstudien etc. und nimmt weiterhin eine untergeordnete Stellung ein. Sie ist weitgehend noch Hilfsverfahren und in den meisten Fällen kann nur von aquarellierter Zeichnung die Rede sein. Mit Albrecht Dürer beginnt die Wende. Als einer der ersten sieht er in Landschaftsbild und Stilleben die eigentliche Aufgabe und wirkungsvollste Ausdrucksmöglichkeit des Aquarells. Seine Landschaftsbilder, entstanden in einer Zeit, welche die selbständige Landschaftsmalerei im eigentlichen Sinn noch gar nicht kannte, gehören denn auch zum Bedeutungsvollsten der gesamten Aquarellmalerei. Im 16. und 17. Jahrhundert kommt die Aquarellmalerei zusehends in der niederländischen Landschaftsmalerei zur Anwendung, ebenso verselbständigt sie sich allmählich in der italienischen, französischen und deutschen Landschafts- und Vedutenmalerei. Das Aquarell wird nun endgültiges, eigenständiges Kunstwerk, nicht mehr nur Skizze oder Vorstudie. Am Ende des 18. Jahrhunderts, der Zeit des Genre-Aquarells der Rokokozeit, taucht auch erstmals der Begriff «Aquarellmalerei» auf, während bis anhin die Rede von der «Aquarellzeichnung» oder der «aquarellierten Zeichnung» war.

Einen neuen Höhepunkt erfährt die Aquarellmalerei – im besonderen das Landschaftsaquarell – in der zweiten Hälfte des 18. Jahrhunderts in England

durch Alexander und John Robert Cozens, vor allem aber durch William Turner und Thomas Girtin, die es verstanden, die durch die Aquarelltechnik gegebenen Möglichkeiten voll auszunutzen und durch hauchzarte Abstufungen bisher ungeahnte atmosphärische Stimmungen in die Landschaft hineinzuzaubern.

Sie vermeiden die bislang übliche schwere Tuschkontrastzeichnung und -lavierung und ersetzen sie durch eine zurückhaltende Untermalung in Sepia oder transparentem Grau, das sich nur noch in Schattenwirkung und Wiedergabe der Umrisskonturen der Aquarellmalerei unterordnet.

In Wien, wo Moriz Menzinger in den Jahren 1870/71 die Akademie der Bildenden Künste besuchte, waren es vor allem die Brüder Rudolf von Alt (1812 - 1905) und Franz Alt (1821 - 1914), welche die Aquarellmalerei mit Landschaftsbildern und Stadtansichten von erlesener Schönheit meisterhaft beherrschten. Die Landschaftsaquarelle Moriz Menzingers verraten gleichermassen sein geschultes Auge, das den Reiz und die Stimmung einer Landschaft einfängt, wie auch seine geübte und sichere Hand, die sie im Bild festzuhalten versteht. Exakte und bis ins Detail getreue Beobachtungsgabe sowie gefühl- und stimmungsvolle Wiedergabe zeichnen ihn im selben Masse aus: die Fähigkeit, den Liebreiz der Landschaft in romantischer Stimmung wiederzugeben, ohne sentimental zu werden.

Das zeichnerisch exakte Abbild der Landschaft und der malerische Reiz, bewirkt durch die subtile

und gekonnte Handhabung der Aquarellfarben, sind es, die wir in den Werken Moriz Menzingers stets von neuem finden und bewundern.

Die eigentliche Epoche der Aquarellmalerei liegt zweifellos im 18. und 19. Jahrhundert, geprägt durch die Werke Turners und Girtins in England, Karl Blechens und Adolf von Menzels in Deutschland, Eybls, Rudolf von Alts und Pettenkofens in Österreich. Von den meisten französischen Impressionisten, die, wie beispielsweise Paul Cézanne, die Kunst des Aquarellmalens zum Teil meisterhaft beherrschten, wird die Aquarellmalerei wiederum als Skizzentchnik betrachtet. Sie geben der Ölmalerei den uneingeschränkten Vorrang und Vorzug. Anders die Vertreter des Expressionismus, welche die Aquarelltechnik auch in der abstrakten Malerei voll ausschöpfen, wie Wassily Kandinsky, Paul Klee oder Emil Nolde.

Norbert W. Hasler, lic. phil.

Bneger, L., Das Aquarell, seine Geschichte und seine Meister; Berlin o. J.

Fassmann, K., Aquarell, München 1976

Jaenicke, F., Handbuch der Aquarellmalerei; Neubearb. von F. S. Meyer, Esslingen a. N. 1923

Nockher, F., Aquarellmalerei, Ravensburg 1901

KATALOG

Bei den Massangaben steht die Höhe vor der Breite. Sie sind in cm angegeben.

Moriz Menzinger hat von verschiedenen Landschaftsmotiven mehrere Aquarelle angefertigt. So befinden sich etwa in den Sammlungen des Regierenden Fürsten von Liechtenstein Kopien zu Abb. 3, Abb. 9 und Abb. 16, jedoch jeweils mit minimalen Detailabweichungen in Zeichnung und Aquarellierung.

Abb. 11 ist bislang das einzige bekannte Ölbild des Malers Moriz Menzinger.

Abkürzungen:

Abb.	Abbildung
bez.	bezeichnet
lks.	links
re.	rechts
u.	unten

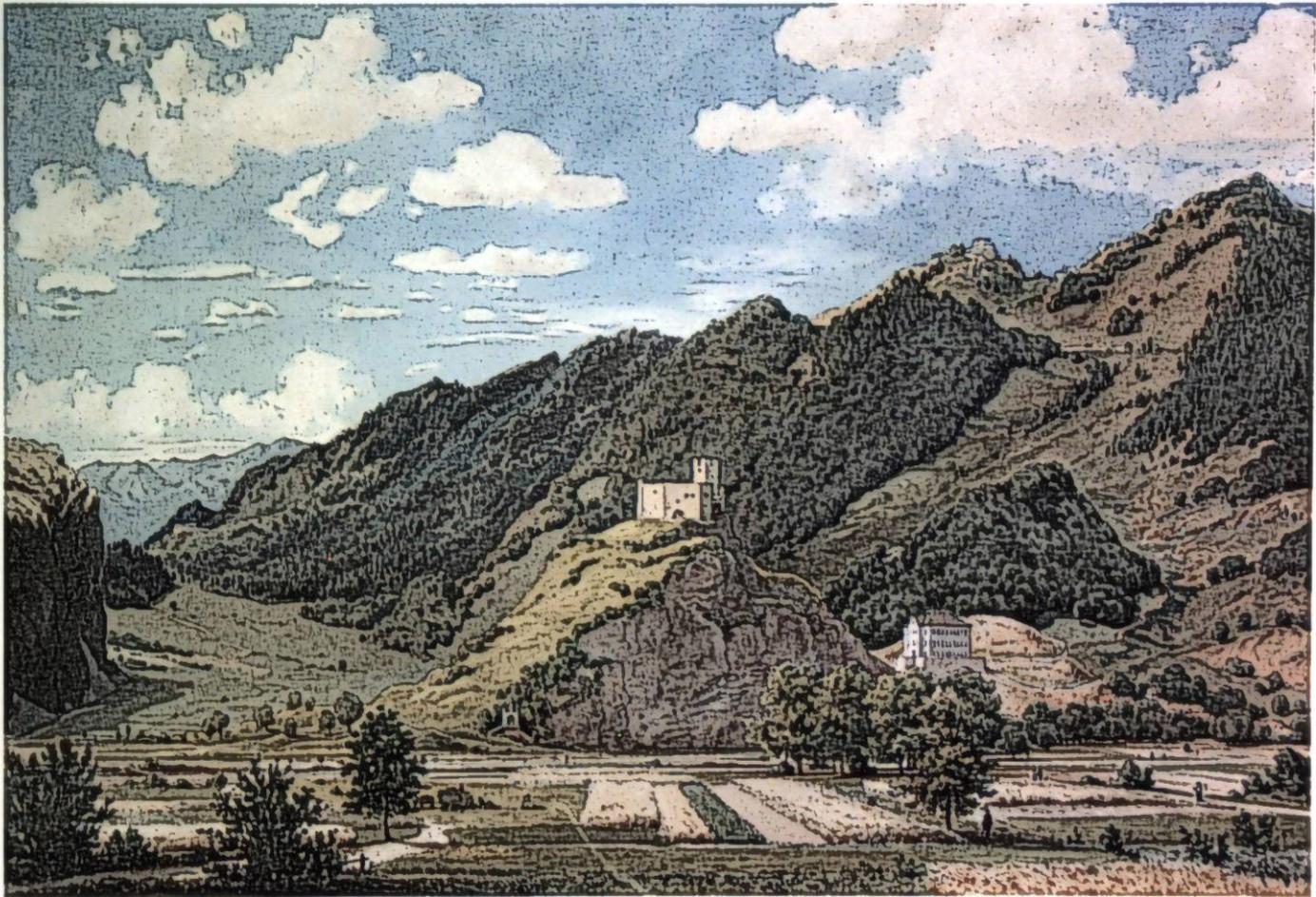


Abb. 1 Ruine Gutenberg bei Balzers

Lks. u. bez. Menzinger 1867 (23.3 × 33.5)
Privatbesitz. Vaduz

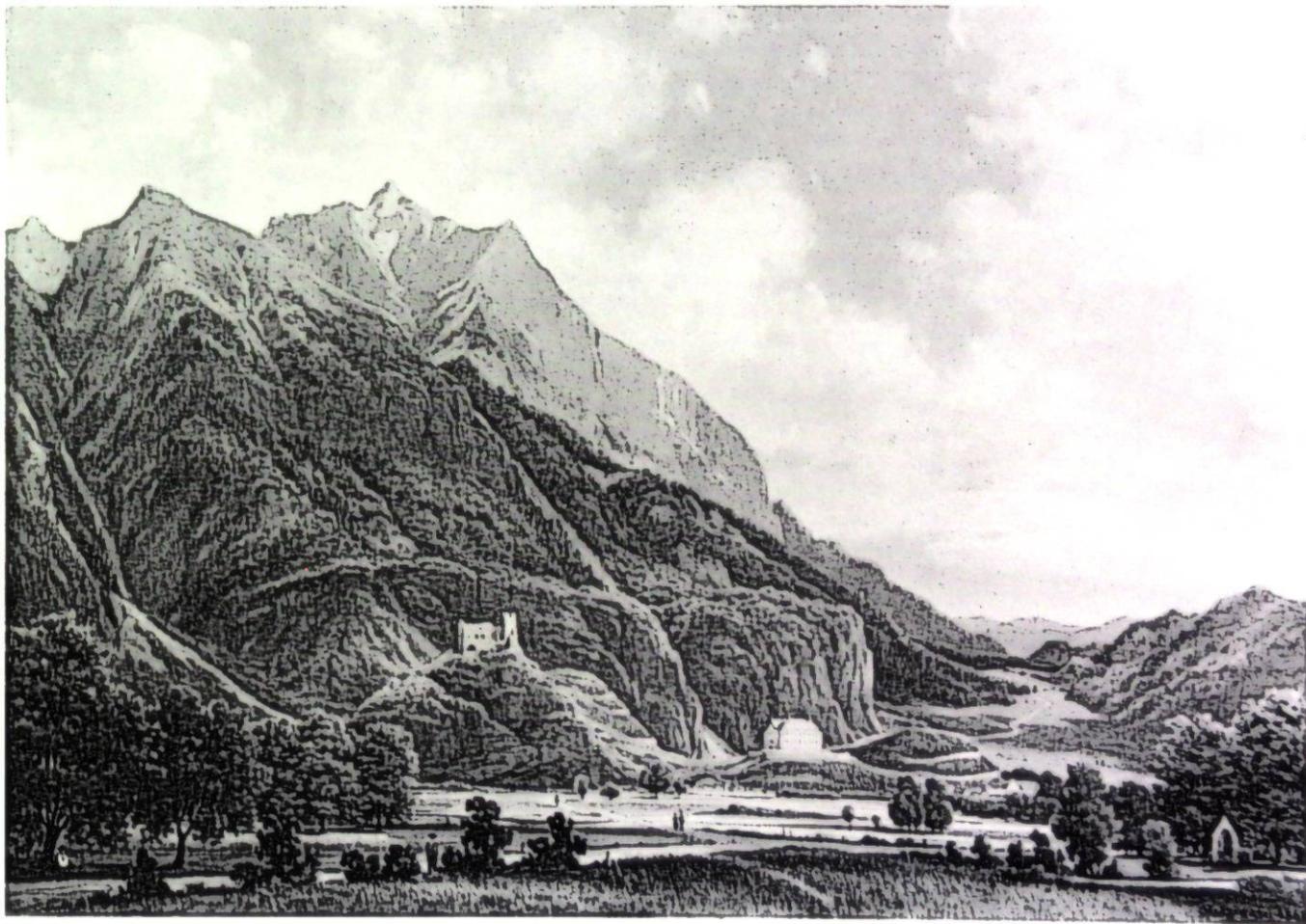


Abb. 2 Ruine Gutenberg bei Balzers

Re. u. bez. Menzinger 1869 (24,7 × 34,5)
Sammlungen des Regierenden Fürsten von Liechtenstein
(Inv. Nr. 2740)



Abb. 3 St. Wolfgangskapelle bei Triesen

Re. u. bez. M. Menzinger 1860 (36,0 × 25,5)

Sammlung des Liechtensteinischen Landesmuseums, Vaduz
(Inv. Nr. Gr. 218)



Abb. 4 Burg von Vaduz von Süden

Lks. u. bez. Menzinger 94 (27,5 × 24,2)
Sammlungen des Regierenden Fürsten von Liechtenstein
(Inv. Nr. 2742)

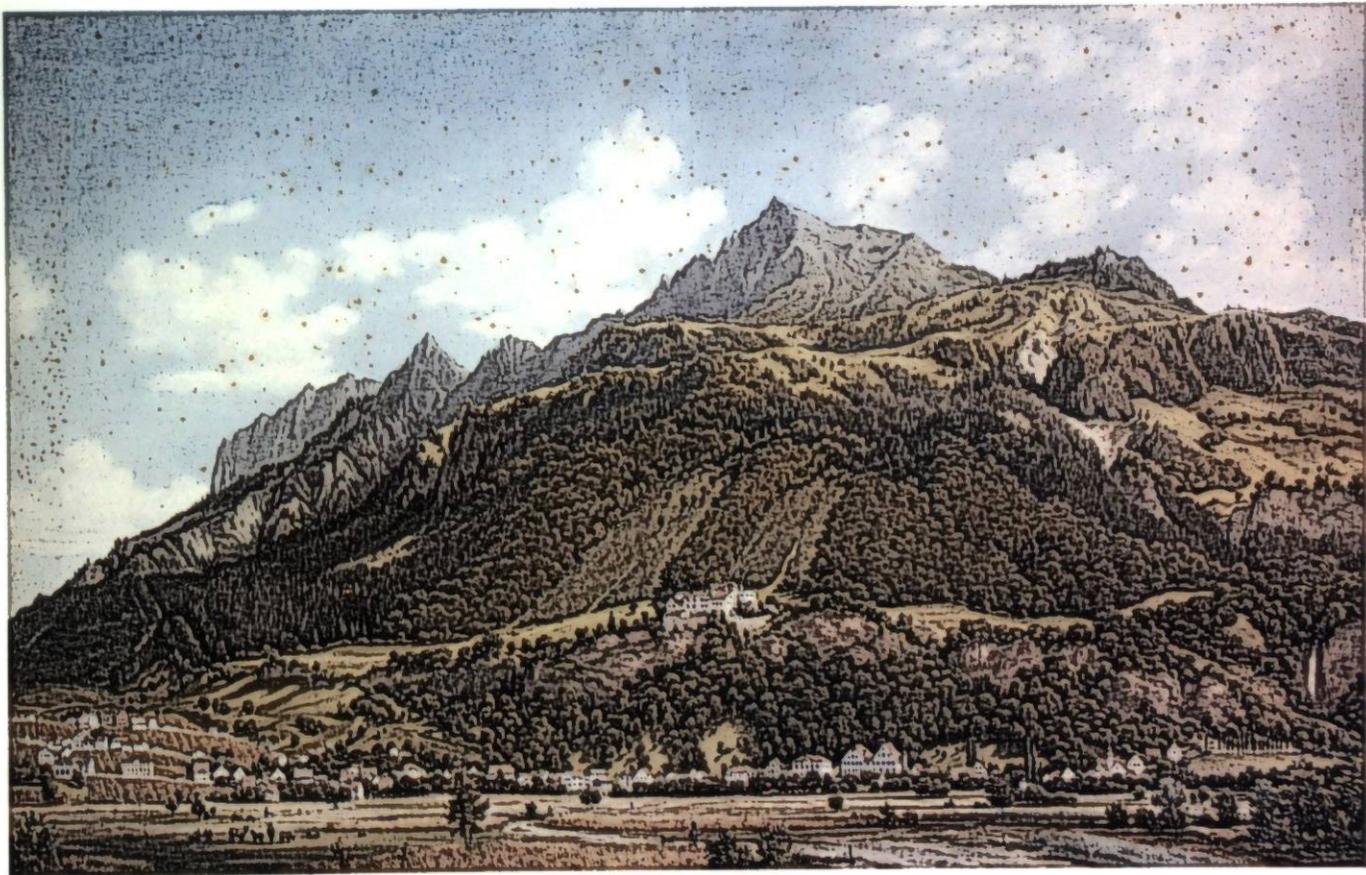


Abb. 5 Blick auf Vaduz vom Rhein aus
Re. u. bez. Menzinger 1868 (46,0 x 72,0)
Sammlungen des Regierenden Fürsten von Liechtenstein
(Inv. Nr. 2744)



Abb. 6 Vaduz. Blick von Nord-Westen

Nicht bez. (23,8 x 34,0)
Privatbesitz. Vaduz

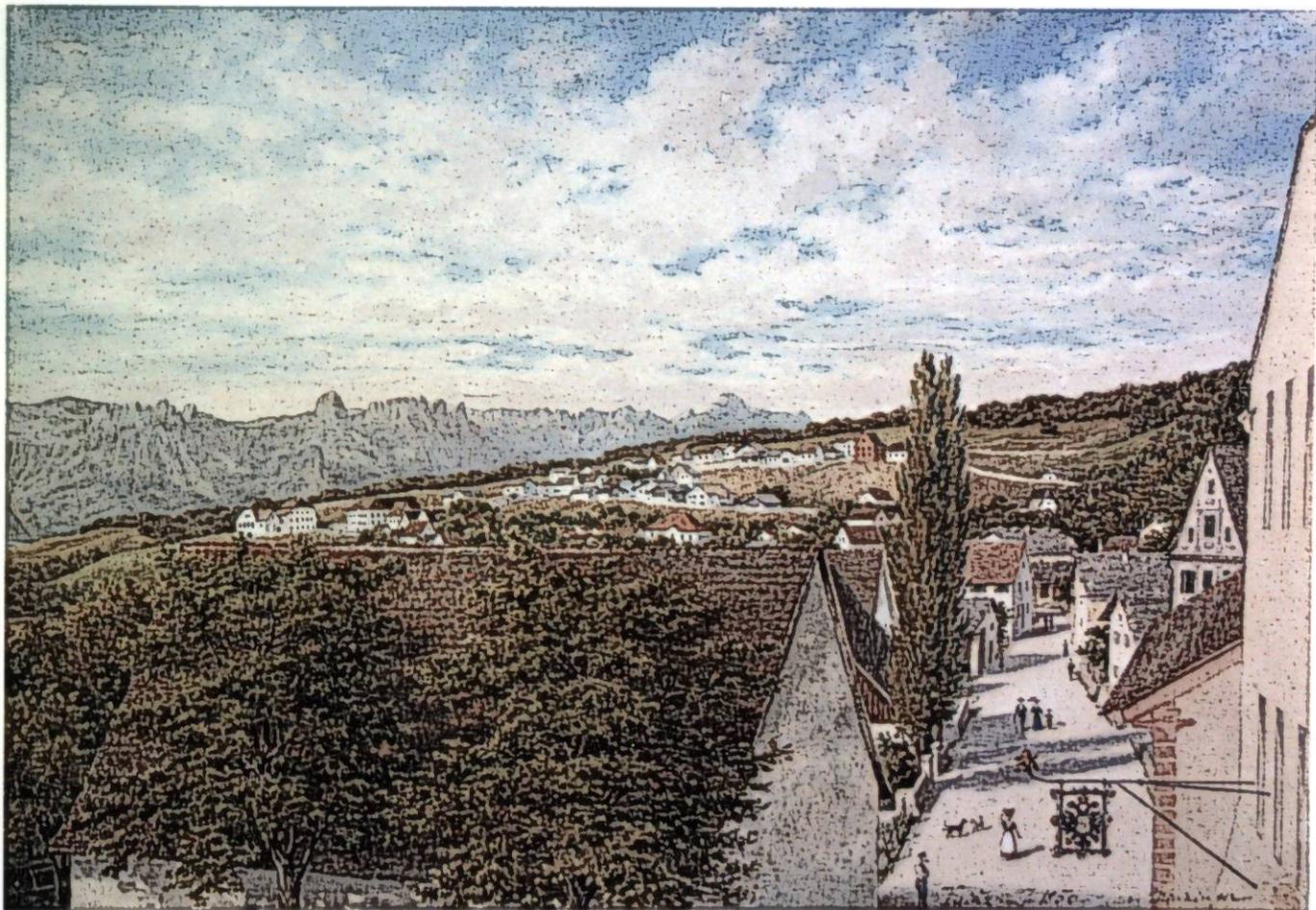


Abb. 7 Vaduz. Blick von Süden, vom Landesverweserhaus aus

Re. u. bez. Vaduz im J. 1850 v. Menzinger (25.0 × 36.0)
Sammlungen des Liechtensteinischen Landesmuseums, Vaduz
(Inv. Nr. Gr. 213 A)



Abb. 8 Blick auf Vaduz vom Roten Haus aus

Re. u. bez. Menzinger (26,5 x 37,7)
Sammlungen des Regierenden Fürsten von Liechtenstein
(Inv. Nr. 2745)

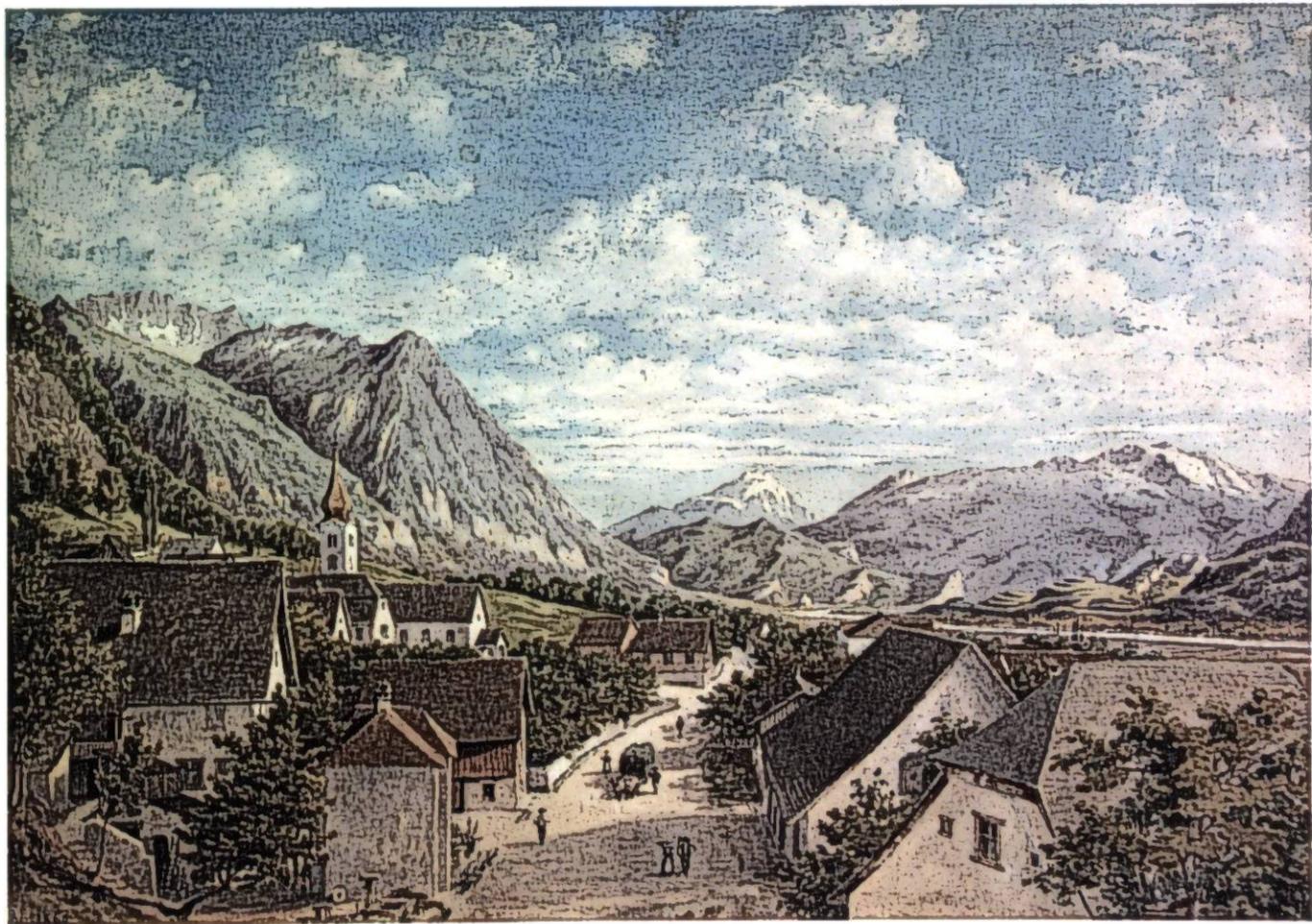


Abb. 9 Vaduz. Blick gegen Süden

Lks. u. bez. 1860 (27,0 x 38,25)
Privatbesitz, Vaduz



Abb. 10 Vaduz. Blick von Norden

Bez. M. M. X/97 (21,6 x 34,8)
Privatbesitz, Vaduz



Abb. 11 Vaduz. Blick von Nord-Westen

Öl auf Karton Nicht bez (28.5 x 36.5)
Privatbesitz, Vaduz

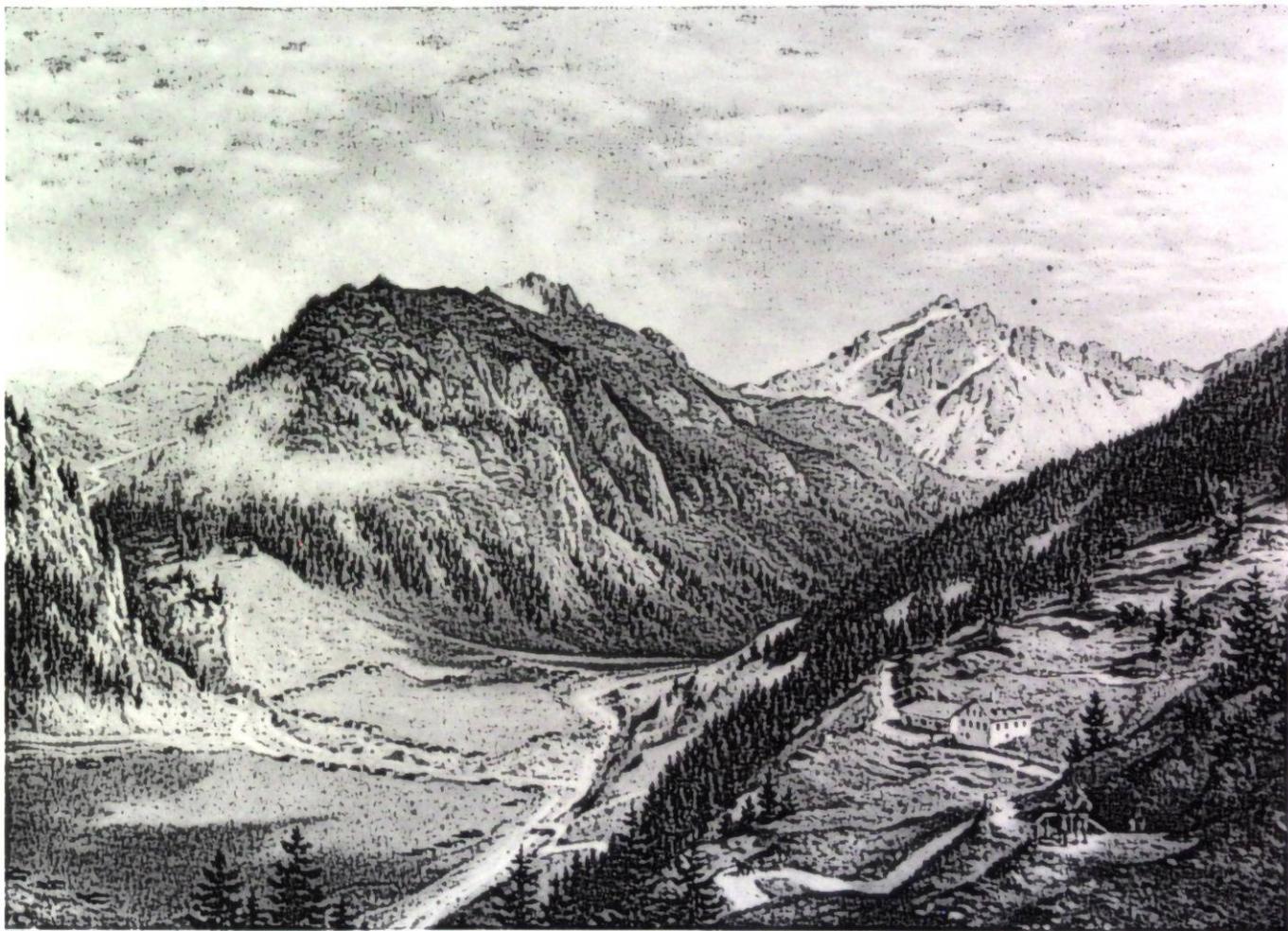


Abb. 12 Blick vom alten Tunnel in den Steg

Re. u. bez. Menzinger. (24,7 x 35,0)
Sammlungen des Regierenden Fürsten von Liechtenstein
(Inv. Nr. 3887)



Abb. 13 Ruine Schalun oberhalb Schaan-Vaduz

Bez. Menzinger VIII. 1857 (12,1 x 18,1)
Privatbesitz, Vaduz

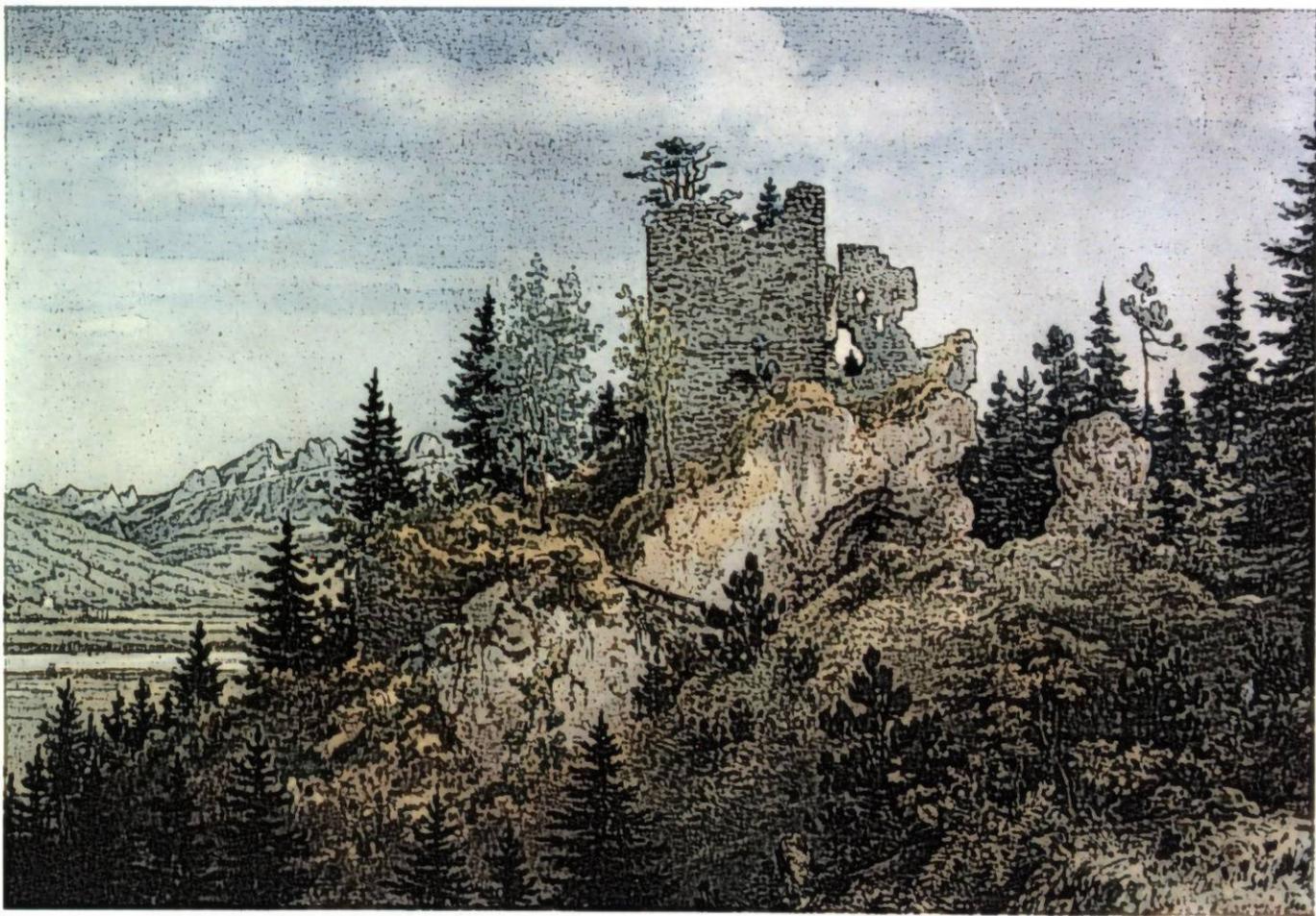


Abb. 14 Ruine Schalun oberhalb Schaan-Vaduz

Re. u. bez. Menzinger (23,0 x 33,3)
Privatbesitz, Vaduz



Abb. 15 Blick auf Bondern von Norden

Re. u. bez. Menzinger 1868 (22,6 x 32,8)
Sammlungen des Regierenden Fürsten von Liechtenstein
(Inv. Nr. 2741)



Abb. 16 Ruine Schellenberg

Lks. u. bez. Menzinger 1861 (22,5 x 34,2)
Sammlungen des Regierenden Fürsten von Liechtenstein
(Inv. Nr. 2738)

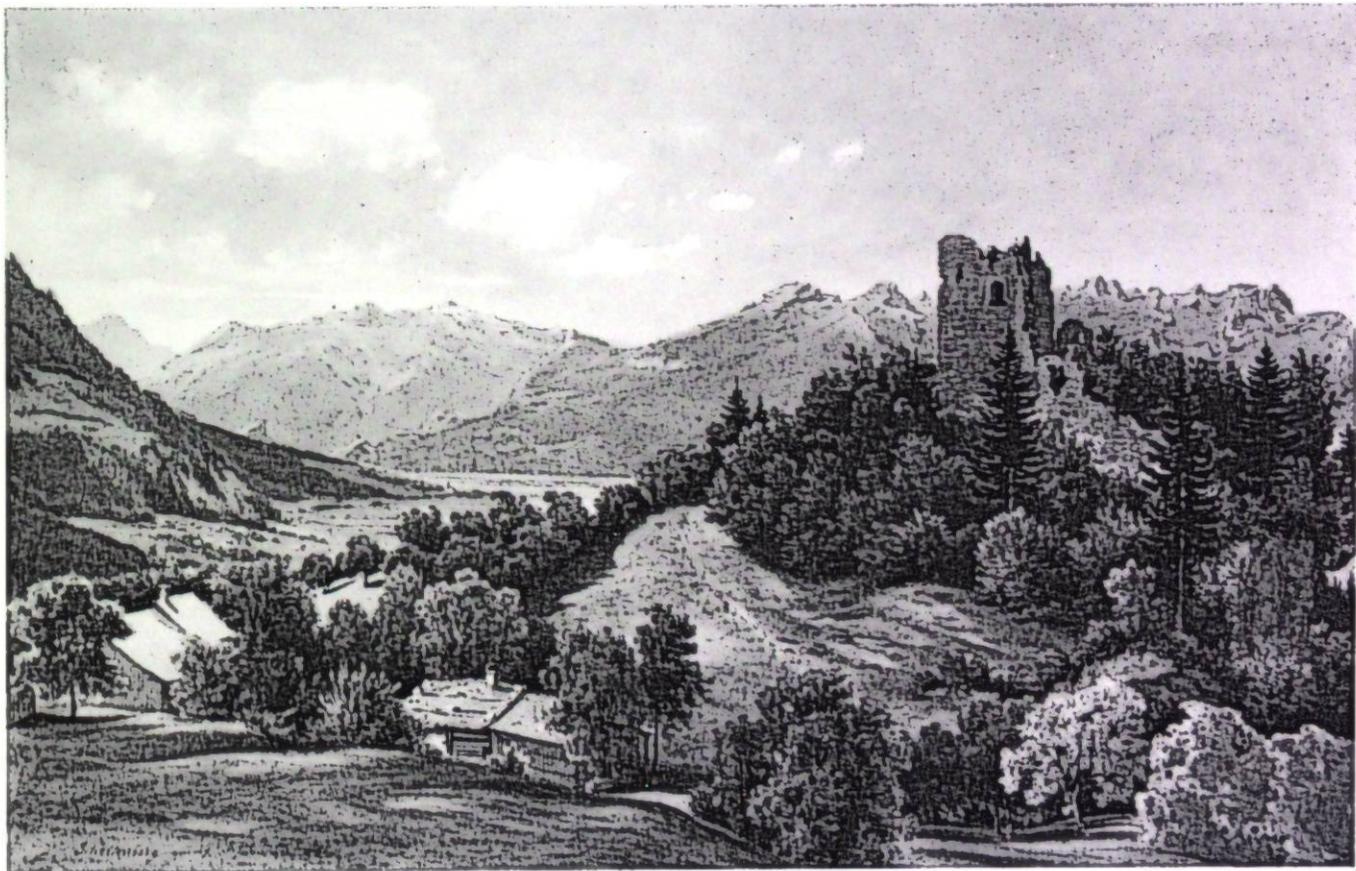


Abb. 17 Ruine Schellenberg

Lks. u. bez. Schellenberg am 27. September 1867 (23.0 x 35.7)
Sammlungen des Regierenden Fürsten von Liechtenstein
(Inv. Nr. 2739)

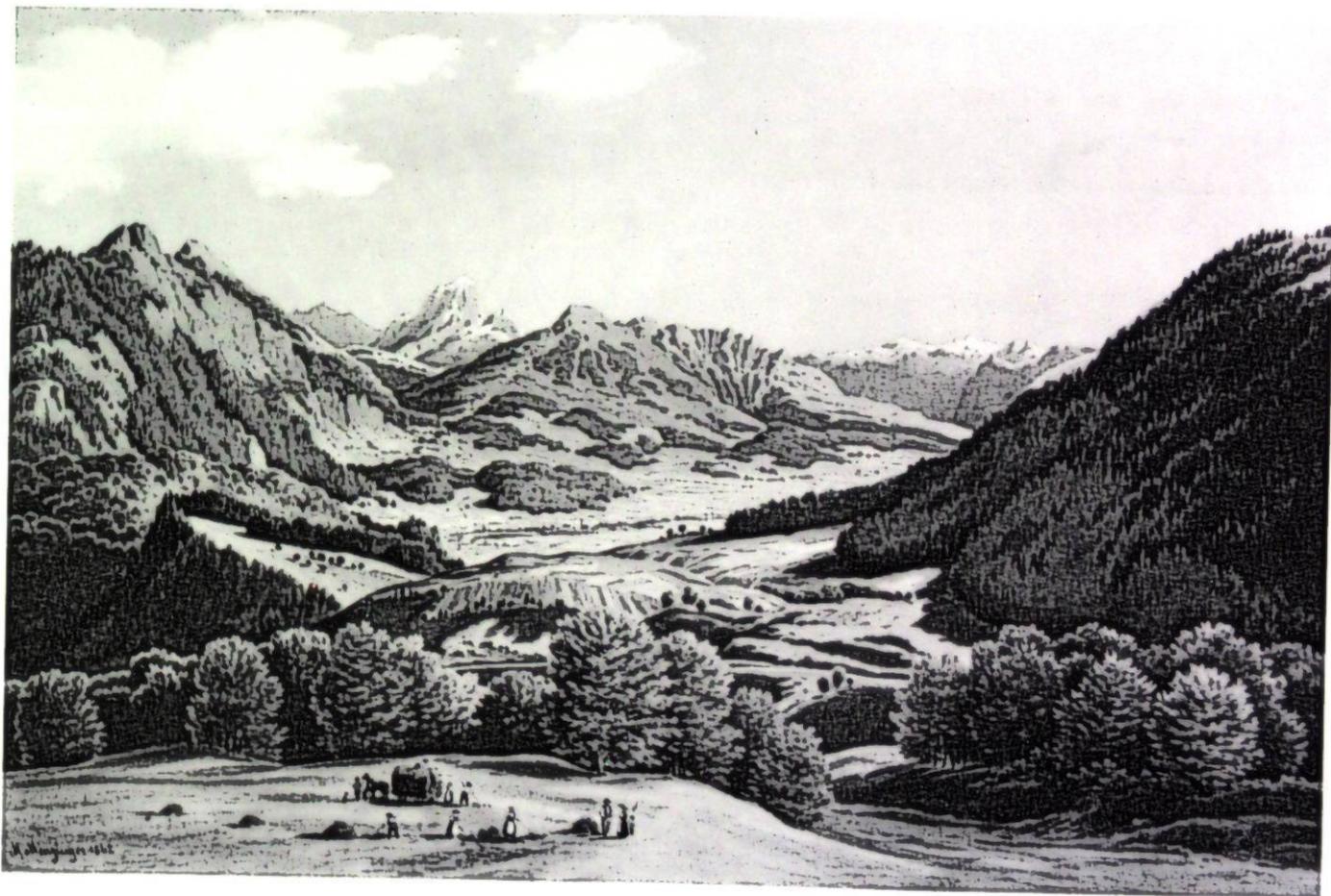


Abb. 18 Blick vom Schellenberg gegen Vorarlberg

Lks. u. bez. M. Menzinger 1862 (22,1 x 33,4)
Sammlungen des Regierenden Fürsten von Liechtenstein
(Inv. Nr. 2737)

Das Fürstentum Liechtenstein zur Zeit Moriz Menzingers

Eine Schilderung aus dem 19. Jahrhundert

In zahlreichen Variationen finden sich aus dem letzten Jahrhundert Schilderungen von Reisen und Wanderungen durch das kleine Fürstentum Liechtenstein, die in treffender und amüsanter Weise Land und Leute skizzieren und im Grunde genau das bestätigen, was Moriz Menzinger in seinen Aquarellen so meisterhaft auszudrücken und festzuhalten verstanden hat.

Aus einer Vielzahl solcher Berichte, erschienen im Kontext grösserer topographisch-historischer Abhandlungen, als literarische Werke oder als Genrebilder verschiedener Zeitschriften, sei hier «Ein Gang nach Liechtenstein, 1878» von L. Hevesi * ausgewählt.

Ein Gang nach Liechtenstein

Wenn man vom Bodensee mit der Eisenbahn südwärts gen Ragaz fährt, erblickt man um eine gewisse Stunde, welche je nach dem Zuge, den man benutzt, wechselt, links jenseits des Rheins einen schönen, langrückigen, vielzackigen Berg, der über 7000 Fuß hoch emporstrebt. Die in dieser Gegend recht gemütliche Geographie nennt ihn «Die drei Schwestern», zu welchem Namen sich der scharfsinnige Leser immerhin eine schöne alte, etwas blutige Sage hinzudenken mag. Zwischen Fluß und Berg liegt eine kleine Ebene. Sie ist geformt wie ein Lindenblatt, und gleich Rippen dieses Blattes laufen die weißen Wege dahin und dorthin querfeldein, mittendurch die Hauptrippe, will sagen: die Landstrasse. Die eine Hälfte des Blattes schweift sich stark empor, das ist, wo die Ebene zu waldigen Vorhügeln der «Drei Schwestern» anschwillt. Diese grüne Schleppe des Kleides der «Drei Schwestern» ist das berühmte Fürstentum Liechtenstein, an

dem die meisten Eisenbahnfahrer, die nach Graubünden ziehen, mit einem flüchtigen Blick vorüberreiten. Höchstens machen sie noch die Bemerkung, der weiße Fleck dort am Fuße des Gebirges sei «also» Schloss Vaduz – welches «also» gewissermassen die glücklich erfolgte Befriedigung der nebenbei gehegten Erwartung ausdrückt, man werde hier irgendwo das kuriose Ding zu Gesichte kriegen.

Das unterlebensgrosse Fürstentum ist gegenwärtig leicht zu erreichen, denn etwas unterhalb der Stelle, wo der Stiel des obgedachten Lindenblattes sich ansetzt, geht von Feldkirch her die Vorarlberger Eisenbahn hindurch, um bei Buchs in die Graubündner Bahnlinie zu münden. Das Fürstentum erfreut sich also einer Eisenbahn, die beinahe eine Viertelstunde lang und nicht einmal schmalspurig ist, was man doch zu

* L. Hevesi. Von Kalau bis Säckingen – Ein gemütliches Kreuz und Quer – Ein Gang nach Liechtenstein (1878). Stuttgart, 1893, S. 79 - 97.

erwarten geneigt wäre. Auf dieser Strecke besteht die Station Schaan-Vaduz, d.h. es befindet sich daselbst das Dorf Schaan, von dem aus man sich ebenso gut nach Vaduz, wie nach jedem anderen Punkte des Reiches begeben kann. Die meisten der wenigen Besucher des Landes sind Badegäste aus dem nahen Ragaz, welche von der schweizerischen Station Sefelen in einer halben Stunde nach Vaduz gehen. Ich ging von Buchs in der dreifachen Zeit dahin, eine Unerfahrenheit, der ich eine weit grössere Erfahrung in Liechtensteinischen Dingen verdanke, als Ragazer Kurgäste sie zu erlangen pflegen.

Warum ich aber nach Liechtenstein ging, das ist sehr einfach. Ich habe mich im Laufe der Jahre wiederholt überzeugt, dass der Tourist den irdischen Kleinstaaten gegenüber das schöne Wort «Lasset die Kleinen zu mir kommen» immer vergebens anwendet. Wie seinerzeit Monaco und San Marino, so wartete auch Liechtenstein ganz ruhig, bis ich zu ihm käme. Der Weg macht keine erheblichen Schwierigkeiten. Von der Station Buchs geht er pfeilgerade nach Schaan, wobei er mit einer festen, gedeckten Holzbrücke den Rhein übersetzt. Er bietet nur zwei wesentliche Hindernisse, nämlich vor der Brücke das eidgenössische Zollhaus und hinter der Brücke das fürstliche, welches zugleich das österreichische ist. Beide sind an den Wänden mit der landesüblichen Panzerung aus ganz kleinen Schindeln versehen und erscheinen daher wie mit einer Fischhaut überzogen.

Was nun den eidgenössischen Zollwächter betrifft, jagte er mir einen grossen Schrecken ein, denn mit einer starren Amtsmiene kam er stracks auf mich los

und sagte mit finster gerunzelter Stirne ... nichts als das Folgende: «Ich glaub', 'sch Wetter wird sich heut' auch nit halte.» Ich stimmte ihm bereitwillig zu und ging über die Brücke. In der Regel besteht das eidgenössische Zollverfahren aus einer ähnlichen Bemerkung des amtlichen Organs, ohne dass darum die Finanzen der Eidgenossenschaft sonderlich zerrüttet wären.

Eine ganz entgegengesetzte Zollpolitik herrscht auf der fürstlichen Seite des Rheins. Als ich vor einer hochragenden Tafel stehen blieb, auf welcher in halberloschenen Farben die Reichswappen Österreichs und Liechtensteins zu sehen sind und darunter die bedeutenden Worte: «k.k. österreichisches und fürstlich Liechtensteinisches Nebenzollamt II. Klasse in Schaan», da trat auch schon der entsprechende Nebenzollwächter II. Klasse aus dem Hause. Mit freundlichem Schmunzeln betrachtete er mich, er hatte offenbar seine Freude an mir. Ich bemühte mich, ebenso freundlich zurückzuschmunzeln und wollte vorbeischreiten, denn nicht entfernt fiel es mir ein, daß ich von diesem lieben Menschen sollte Zollbeschwerden zu erdulden haben, nachdem mir selbst der Bärbeiß drüben keine zugefügt hatte. Da zeigte sich aber klar, dass ich von Zollpolitik rein gar nichts verstehe. Jener freundliche Schmunzler hielt mich nämlich zurück und fragte, was ich in meiner kleinen Tageshandtasche hätte. «Nichts, als die nötigsten Toilettebehelfe,» entgegnete ich. «Na, so machen S' nur auf,» fuhr er fort in einem Tone höflicher Entschiedenheit, der mich sofort gehorchen liess. Als ihm die Gegenstände in die Augen fielen, welche den Inhalt solcher Handtaschen zu bilden pflegen, flog ein Schimmer

des Triumphgefühls über sein Gesicht. «Aha, Muschter!» rief er und schwang siegesfroh meine grosse Kopfbürste. Darauf war ich nicht gefaßt gewesen. Sein Einfall war nicht übel, denn gewiß kann jedes einzelne Ding als ein «Muschter» seiner Gattung betrachtet werden. Glücklicherweise befanden sich die vermeintlichen Muster keineswegs mehr in musterhaftem Zustande und ich unternahm es daher, ihm den Unterschied zwischen Muster und Muster klarzumachen. Die Verhandlung dauerte ziemlich lange und während derselben hatte der finstere eidgenössische Kollege, der vom andern Rheinufer aus das Ganze mitangesehen, sich nach und nach über die Brücke herüber gemacht. Die Verhandlung über meine Seife und Pantoffeln wurde dadurch eine internationale, an der sich drei Mächte, Österreich, Liechtenstein und die Schweiz beteiligten. Das Votum der letzteren entschied die Sache zu meinen Gunsten; meine «Muschter» durften ungehindert passieren.

Wie zwischen Buchs und Schaan, so verbindet auch zwischen Sefelen und Vaduz eine Holzbrücke das Fürstentum mit der Eidgenossenschaft. Seit etwa zehn Jahren erst; früher geschah die Verbindung durch Schiffe. Zwischen beiden setzt die eiseme Gitterbrücke der Eisenbahn mit Hilfe eines Mittelpfeilers über den Fluss. Die Kosten der Holzbrücken wurden zu einem Drittel von den schweizerischen, zu zwei Dritteln von den liechtensteinischen Gemeinden bestritten; im Fürstentum herrscht noch jetzt eine gewisse Gereiztheit darüber, daß die Schweizer sich zu keinem christlicheren Verhältnis herbeilassen wollten. Überhaupt hat der kleine Staat, obgleich ihm die Weisheit seines

Fürsten alle Ausgaben für Kriegswesen und andere unnötige Dinge vom Halse geschafft, nicht wenig für seine Existenz aufzuwenden. Lebt er doch in fortwährendem Kriege mit dem Rhein, der, aus den Eisschluchten des Rheinwaldthales hervorbrausend, trotz seiner Jugend schon in mächtiger Breite dem Bodensee zueilt. Nur die starken steinernen Dämme, auf deren Erhaltung ein grosser Teil der Jahreseinkünfte des Fürstentums verwendet wird, hindern es, dass er binnen wenigen Jahren den ganzen Staat in eine wüste Schutt- und Geröllhalde verwandle. Die vielen Kiesflächen, Lachen und Tümpel des Überschwemmungsgebiets, das man ihm wenigstens für seine dringendsten Tollheiten freiwillig überlassen hat, geben einen Begriff davon, wie andernfalls das ganze Land aussehen müßte. Außer diesem einen Kriegszustand hat aber das Fürstentum (bekanntlich oder nicht) auch noch einen anderen. Im Jahre 1866 ging es mit Österreich gegen Preußen und als der Friede geschlossen wurde, dachte niemand an die kleine Macht, welche da unten zwischen Vorarlberg und der Schweiz eingekeilt, ordentlich unangreifbar ist. Die Liechtensteiner sagten auch kein Wort, ihre geographische Lage erlaubt ihnen ja, mit den meisten Staaten der Welt in ewigem Kriege zu leben. Die Mauern ihres Landes sind Österreich und die Schweiz und die schießt selbst Krupp nicht durch. Es ist daher auch gar nicht zu wundern, daß Liechtenstein den unbeendigten Krieg gegen das siegreiche Preußen-Deutschland sehr bequem erträgt. Früher, als es noch dem deutschen Bunde angehörte und daher auf dauerhaften Frieden rechnen konnte, hatte es eine Armee von hundert

Mann zu ernähren; seitdem es aber ganz allein in der Welt steht und sich im offenen Kriege mit der grössten Militärmacht des Erdballes befindet, braucht es keinen Mann mehr zu halten. Ich muss gestehen, daß ich eine solche Politik nicht übel finde. Man muß freilich auch in Betracht ziehen, daß seit der allgemeinen Verwendung von weittragenden Geschützen die Sicherheit des Ländchens sich bedeutend gehoben hat. Nicht etwa, als ob es selbst irgend welche Geschütze besäße, wohl aber weil, von welcher Seite auch in Zukunft geschossen werden sollte, die Kugeln im weiten Bogen unschädlich über das ganze Land hinwegfliegen müssen. Ja, wenn man heute noch ungezogene Vorderlader benützte, das wäre ein Anderes.

Als ich über die Brücke ging, legte sich mir übrigens eine schwere Besorgnis nahe. Es kam mir ein breiter Heuwagen entgegen, auf dessen Hochplateau ein großer Teil der Bevölkerung saß, zwei Männer, drei Frauen, etliche Kinder. Wie? dachte ich mir, wenn nun zufällig auch noch über die andere Brücke ein gleich stark besetzter Heuwagen fahren sollte, da finde ich ja im Lande Liechtenstein niemanden zu Hause. So unrichtige Begriffe hegte ich damals über die Zahl der Einwohner. Als ich dann in den nächsten paar Stunden 8236 mal guten Abend sagen mußte – denn in ein paar Stunden hatte ich so ziemlich jeden Einwohner gesehen und jeder hatte mich herzlich begrüßt – da wußte ich allerdings, daß es mehr Leute gibt zwischen dem Rhein und den «drei Schwestern,» als meine Schulweisheit sich träumen ließ.

Auf den Feldern wurde fleißig gearbeitet. Der Mais

stand stellenweise recht schön und in großen Tafeln, es duftete überall von frisch gemähtem Heu und eine gescheckte Hündin wollte mich durchaus beißen. Sie hieß «Diana» und ihr Besitzer entschuldigte sich bei mir sehr angelegentlich, das Tier hätte mich für einen Schweizer gehalten und die möge es nicht recht leiden seit der Geschichte mit den beiden Brücken.

Rechts hin, weit im Innern des Landes, wohl an 1500 Schritt von mir, sah ich die Gegend mit recht dichtem Rauch bedeckt. Ich hielt das anfangs für Höhenrauch und vermutete, es habe auch Liechtenstein, sowie Deutschland, sein «Muffrika,» dessen Moore jährlich abgebrannt werden und dann mit ihrem von den Gelehrten so lange verkannten Rauche halbe Länder überziehen. Auf meine Frage erfuhr ich jedoch, das seien nur «die Juden». Es befindet sich nämlich an jener räucherigen Stelle eine Spinnerei mit großem Schlot, welche von einer Firma Rosenthal betrieben wird. Eine zweite Spinnerei, höher am Gebirge, wurde früher von einem Schweizer geführt, sie ist aber schon seit einigen Jahren ausser Betrieb; denn auch Liechtenstein hat seinen kleinen Krach gehabt.

Ich kam nun an einen Wegweiser in rot und blau, den Landesfarben. Er zeigte nach drei verschiedenen Richtungen, nach Feldkirch, Bendorf und Buchs; in einem so kleinen Land muß eben ein Wegweiser immer ins Ausland weisen. Dann ging's nach Schaan hinein, einem kleinen Markte, der ebenso schweizerisch oder vorarlbergisch aussieht, als liechtensteinisch. Auf der Terrasse des Gasthofes waren mehrere Herren und Damen versammelt, etliche davon in amtlicher

Uniform. Sie gerieten in Aufruhr, als sie den Fremden sahen, der zu Fuß mit einer so kleinen Handtasche daherkam; sie bogen sich weit über die Brüstung, um dem raren Vogel nachzusehen, den sie vielleicht für einen preussischen Spion hielten.

Hier nun macht die Strasse, vermutlich um fremdes Gebiet zu achten, ein Knie und biegt nach Süden ab, in die Längsrichtung des Reiches. Ich hatte noch volle drei Viertelstunden bis Vaduz, denn – Spaß beiseite – ein paar Meilen weiter kann man auf diesem Daumennagel, der ein Land heißt, immerhin laufen und von seinem Nordpol bis zu seinem Südpol sind es reichlich sechs Stunden. Ich überschritt unterwegs mehrere lustige Bäche, aus deren einem ich abends Forellen speisen sollte, und ein einsamer Telegraphendraht war mein Begleiter. Vaduz selbst wollte sich nirgends zeigen, es duckt sich so tief in allerlei dichtes Grün, daß man selbst von der Eisenbahn aus nur etliche Dächer wahrnimmt, Schloß und Kirche natürlich abgerechnet. In tröstlicher Weise dagegen mehrten sich die Bürgschaften dafür, daß in Vaduz für den Durst trefflich gesorgt sei. Ich gelangte in eine Art Weinregion und linker Hand insbesondere entwickelte sich ein prächtiger Weingarten, den eine lange, feste Mauer umfaßt; er gehörte dem Fürsten.

Zuletzt war der Ort doch erreicht und als eines der ersten Häuser trat mir stattlich der Gasthof zum goldenen Löwen entgegen. Wer könnte an einem goldenen Löwen vorbeigehen? Ich traf es gut darin; die schönen Forellen und der gesunde, selbstgekelterte Vaduzer Rotwein, der seinen Tugenden nach nördlich an den Tiroler, südlich an den Veltli-

ner grenzt, seien dem Leser, der zufällig nach Liechtenstein geraten sollte, bestens empfohlen.

Ich konnte nicht umhin, noch denselben Abend, im Grau der Dämmerung, Vaduz abzulaufen. Ich verzeichne vorderhand eine lange, dörfliche Hauptstrasse, zwar nicht beleckt von der Zunge des Pflasterermeisters und des Direktors einer Gasgesellschaft, aber zum Teil mit ganz stattlichen Gebäuden besetzt. Sie senkt sich ein Weniges gegen den Fuß der steilen Felsen hin, auf denen das fürstliche Schloß steht, und führt an dem schier festungsmäßigen Hause des Regierungschefs oder Landesverwesers, (derzeit eines geborenen Wieners) vorbei zur Kirche. Diese ist neu, in gotischem Stil erbaut, mit gemalten Fenstern geschmückt und darf füglich ein reizender Bau genannt werden. Entworfen ist sie von einem Wiener Architekten, der seit dem Bau jeden Sommer im liebgewonnenen Vaduz verbringt. Die Baukosten hat zum großen Teil der Fürst bestritten. Die Straße schien mir sehr gemütlich. Das herrschende Fuhrwerk war, damals wenigstens, der Heuwagen. Auf den Bänken vor den Haustüren saßen die guten Leutchen von Vaduz beisammen und sahen mir erstaunt nach, wehrten auch wohlwollend ihren Hofhunden, welche meinen Einfall nicht ruhig hinnehmen wollten, an ihrer Spitze der Hund des Landeschefs, ein Tier von wahrhaft großstaatlichen Dimensionen. In einem Laden hatte ich das patriotische Vergnügen, österreichische Cigarren mit österreichischen Gelde bezahlen zu dürfen, denn unser Monopol ist auch das Rauchgesetz für Liechtenstein und unser Silbergulden läuft in dem glücklichen Ländchen als Hauptmünze um, gerade wie unser Maria-

Theresienthaler bei den Negern Mittelfrikas. Es werden übrigens auch die bekannten Eigenschaften unseres Papierguldens im Fürstentum durchaus nicht unterschätzt.

Als ich in den Gasthof zurückkehrte, fand ich noch einen Fremden vor, der aber ohne jegliche wissenschaftliche Vorbereitung ins Land gekommen schien. Als er nämlich einmal über sein Weinglas hinweg zum Fenster hinaussah, erblickte er zufällig das über der Stadt schwebende Schloß, das nur noch mit seinen weissgetünchten Teilen und deren schwarzen Fensterlücken durch die ergraute Luft herniederwirkte. Überrascht fragte er mich, den er für einen Eingeborenen halten mochte: «Was ist denn das da droben? Ist das ein Zuchthaus?» Die schmucklose, fensterreiche, weisse Stimmauer mag ihm den naiven Einfall geweckt haben, den zu berichtigen ich, auf mein halbstündiges Studium des Landes gestützt, natürlich nicht säumte. Du lieber Himmel, was sollte denn auch ein Zuchthaus in Liechtenstein? In diesem ruhigen Ländchen kommen keine Verbrechen vor, höchstens werden jeden Tag ein paar orthographische Fehler begangen in der Schule, deren Strafkodex auf der Fläche eines Lineals Platz hat. Als ich aber einem neu gewonnenen Bekannten gegenüber die Vermutung wagte, es gebe wohl gar keine Verbrecher in diesem Lande, da wies er einen so geringschätzigen Verdacht mit patriotischem Stolz zurück, indem er mir mitteilte, es habe vor einigen Jahren erst im Gebirg oben ein Mann den andern totgeschlagen. «Allerdings,» fügte er zögernd und etwas kleinlaut hinzu, «waren beide Österreicher». Zwei Justizbeamte kamen damals aus Feldkirch her-

über, um angesichts dieses seltenen Falles die fürstliche Kriminaljustiz zu verstärken.

Unter solchen Verhältnissen wäre das Leben der Gerichtsreporter Liechtensteinischer Zeitungen ein sehr einförmiges, wenn es da überhaupt Zeitungen gäbe. Nein, die periodische Presse wird durch das Ausland besorgt. Ich selbst begegnete einmal der «X....er Zeitung» und erfuhr aus ihr, daß in Österreich-Ungarn wahrscheinlich eine teilweise Mobilisierung stattfinden würde zur Besetzung Bosniens und vielleicht auch der Herzegovina. (Serajevo war, wie ich später erfuhr, damals schon eingenommen.) Indes ist dieses vor dem Arlberg erscheinende Blatt keineswegs die einzige Quelle der Tagesgeschichte, welche auf dem Liechtensteinischen Boden zu Tage tritt. Der Herr Landesverweser z. B. hält die «Neue freie Presse», mehrere Personen im Lande halten die «Augsburger Abendzeitung» und einer der Herren Ärzte die «Allgemeine».

Dem Fortschritt steht also das Ländchen gewiss offen, wenn er sich auch nicht gerade beeilt, auf dem fürstlichen Gebiete vorzudringen. Das dürfte sogar in den nächsten Jahren noch etwas langsamer gehen, weil jetzt so große Quantitäten von Fortschritt nach dem Osten werden ausgeführt werden müssen, dass für dieses unscheinbare Bröckchen Westen schwerlich etwas verfügbar bleiben kann. Ist es doch die reine Wahrheit, wenn ich sage, daß das Fürstentum Liechtenstein bis vor ganz kurzem ebensowenig als die Republik San Marino einen Photographen unter seinen Bürgern gezählt hat. Wie? denkt sich da wohl der gebildete und wiederholt in verschiedenen Formaten und Stellungen photographierte Großstaatler, kann

man denn auch unphotographiert leben? Der gesittete Mensch lässt sich wenigstens jedes dritte Jahr photographieren und impfen, das gehört zur Gesundheitspflege. Die zeitweilig durchreisenden ausländischen Lichtbildner konnten dem Übel natürlich nur in geringem Maße abhelfen, insbesondere mußte jedes plötzlich erwachende gebieterische Bedürfnis nach einem in effigie genommenen Silberbad ungestillt bleiben. Da raffte sich kürzlich ein Mann von Vaduz, seines Zeichens... sagen wir Bindermeister, auf, um dieser Not seiner Mitbürger ein Ende zu machen. Er ging ins Ausland und drang da mit spürkräftigem Geist in einen Teil der Geheimnisse der Lichtmalerei ein. Er flog als Binder über den Rhein und kam als Photograph wieder heim. Seine Bilder sollen sich durch grosse Ähnlichkeit auszeichnen, nur sind sie leider nicht immer gerade der Person ähnlich, welche der Aufnahme gesessen. Vorzüglich gelingt ihm die Darstellung milder, gutmütiger Charaktere, denn es fehlt seinen Bildern an jeglicher Schärfe. Ihre Treue dagegen ist so groß, daß sie ihre Originale nicht überleben können; ehe noch diese verbleichen, gehören jene schon längst zu den Verblichenen.

Weniger wichtig für die Wohlfahrt der Einwohner ist es jedenfalls, daß das Land sich bereits einer Verfassung, natürlich einer liberalen, erfreut. Das Parlament besteht aus fünfzehn Mitgliedern; das ist nicht wenig, wenn man bedenkt, daß das große Welt-Rom zu einer gewissen Zeit nur ein Dezemvirat, ein Zehnmännertum besaß. Drei von den fünfzehn wählt der Fürst selbst, so wie also irgend ein anderer Fürst sich als den ersten Beamten, oder den ersten Kavalier u. s. w. des

Landes bezeichnet, könnte der Fürst von Liechtenstein sich den ersten Wähler seines Reiches nennen. Die politische Form dieser Versammlung ist jedenfalls eine sehr originelle. Sie beruht durchaus nicht, wie sie selbst vielleicht glaubt, auf dem Einkammersystem; es ist vielmehr ein förmliches, obgleich nicht eingeständenes Herrenhaus vorhanden, das aus drei Mitgliedern, eben den vom Fürsten gewählten, besteht und einen integrierenden Bestandteil des Abgeordnetenhauses bildet. Es war leider nicht möglich, die Kammer einzuberufen, und mir das Arbeiten der Maschine zu zeigen, denn die Heuernte nahm eben alle parlamentarischen Kräfte in Anspruch. Der Anblick muß aber ein reizender sein, insbesondere wenn das Haus etwa daran geht, einen Siebenundsechziger-Ausschuß zu wählen, was wohl seine Schwierigkeiten haben mag. Auf dem Präsidententische liegt neben der Glocke wahrscheinlich eine kräftige Lupe, damit der Vorsitzende, wenn er die Gruppierung der Parteien überschaut, auch die kleineren Fraktionen wahrnehmen könne. Ein Antrag kann nur eingebracht werden, wenn denselben wenigstens ein Mitglied stellt; Anträge von weniger Mitgliedern sind nicht zulässig. In allen Fragen entscheidet selbstverständlich die Minderheit, denn eine Mehrheit, die wirklich eine grössere Anzahl wäre, kann bei der Kleinheit des Hauses doch nicht zu stande kommen. In Ausschüsse wird jedesmal das ganze Haus gewählt. Interpellationen dürfen nicht gestellt werden, denn es könnte sonst in bewegteren Zeiten wohl geschehen, daß niemand da wäre, um dieselben zu beantworten. Die Redefreiheit ist insoweit beschränkt, als in keiner Debatte mehr als fünfzehn Redner das Wort ergreifen

dürfen. Es giebt überhaupt nur Spezialdebatten, denn was die Generaldebatten betrifft, ist der Begriff «General» in einem Lande ohne Armee unpatriotisch und verpönt. Plenarbeschlüsse des Hauses werden in einem mit Spiegelwänden versehenen Kabinett gefaßt, wo die optischen Landesgesetze ein scheinbares Plenum ermöglichen.

Ich will nicht behaupten, daß die Hausordnung des Liechtensteinischen Parlaments wirklich solche Bestimmungen enthalte. Jedenfalls wäre es ganz zweckmässig, wenn dies der Fall wäre. Aber auch so klagt man im Lande nicht über die politischen Zustände. Der Umstand, daß ich in Vaduz sechs Häuser im Bau begriffen sah, spricht sogar für einen gewissen volkswirtschaftlichen Aufschwung unter diesem Regiment, und da sich andererseits die Staatsschuld erst auf etwa 170,000 fl. beläuft, so wird die Zinsenlast die Steuerzahler auch nicht so bald erdrücken. Das einzige, was das fürstentreue Volk im stillen kränkt, ist, daß der Fürst es so selten besucht. Seit dem Jahre 1866 ist er nicht in seinem Lande gewesen, seine Unterthanen aber wollen ganz genau wissen, daß er seitdem wiederholt mit der Eisenbahn vorübergefahren sei, auch das nur auf der Schweizer Seite, jenseits des Rheins, nicht einmal quer durch jenes oberste Zipfelchen seines Landes. Da seufzen sie denn so für sich, wie schön es wäre, wenn ihr Fürst unter ihnen wohnte in einem schönen Residenzschloß, mit einem glänzenden Hofstaat, durch den die Bevölkerung der Hauptstadt, jetzt kaum tausend Seelen, sofort auf das Doppelte gebracht würde. Vaduz würde dann Großstadt und Liechtenstein eine Macht, ein kleines Österreich. Man könnte

sogar Einrichtungen nach dem größten Schnitt selbst einführen, z. B. den Dualismus, diese natürlichste Staatsform des Ländchens, das ja aus der Herrschaft Vaduz und der Grafschaft Schellenberg besteht. Und die hundert oder mehr Quadratmeilen, welche die Güter des Landesherrn in Österreich ausmachen, würden dem Lande als Kolonien angehören.... Schöne Träume, welche, wie anderwärts, leider nur Schäume sind. Einstweilen sah ich das fürstliche Schloß zu Eisgrub, im Stahlstich, dauerhaft eingerahmt, an einer Wand meiner Stube hängen; der verblümete Ausdruck einer stummen Sehnsucht.

Das alte Schloß, welches über Vaduz aufragt, ist zu keiner Residenz mehr geeignet. Selbst ein Raubritter von heute verlangt nach mehr Bequemlichkeit und Repräsentationsraum. Zwar, in einem gewissen Stande ist ein Teil des Baues immerhin erhalten, denn etliche Zimmer vornhinaus, zu denen aus dem Schloßhofe ein Dutzend neue Steinstufen hinaufführen, sind einer Weinwirtschaft eingeräumt und auf der andern Seite des Schloßhofes, wo in der Höhe eine lustige Holzgalerie umläuft, wohnt der landesherrliche Forstmeister, dem die Wälder des Fürstentums und die auf den «drei Schwestern» hausenden Gemsen unterstehen. Der fürstliche Wein ist vorzüglich und an Sonntagen belebt sich das Schloß mit Weinfreunden von nah und fern. Aus der Schweiz und aus Österreich sogar kommt dann viel durstiges Volk herein und es giebt ordentlich ein Volksfest auf dem Schlosse. Ein vortrefflicher Fahrweg führt von Vaduz hinauf, hinunter aber mag man dann auf der andern Seite steigen, wo ein reizender Saum- und Treppenpfad voll lauschiger

Waldwinkel durch grünes Buchendickicht die steile Felsschlucht hinabklettert. Die meisten Leute jedoch sollen es vorziehen, auch für den Abstieg die breite Fahrstraße zu benützen, denn die Weingeister von Vaduz sind nicht die verlässlichsten Führer über abgrundsteile Felspfade.

Was aber an dem Schlosse nicht mit modernen Fensterscheiben und kalkweisser Tünche verneuert ist, das giebt noch immer eine kerngesunde, wetterfeste Ruine. Da steht vor allem der kolossale Rundbau des «Heidenturmes», eine wahre Festungsbastion. Die alten Römer sollen ihn gebaut haben, als sie das Fürstentum Liechtenstein erobert hatten, hoffentlich nach tapferer Gegenwehr der fürstlichen Armee. Aus wilden Quaderblöcken ist er aufgebaut, die das Rauhe trotzig nach aussen kehren, noch jetzt wo die uralten, wilden Weinstöcke baumdick an ihm hinangeklettert sind und mit ihrem idyllischen Grün in alle Schießscharten und niedrigen Kasemattenfenstern hineinwuchern. Die wilde Rebe hat ihn erstürmt, den alten Heidenturm, seitdem herrscht drinnen ihre zahme Schwester und Gott Bacchus ist Fürst auf Liechtenstein. Die anderen Türme und Geschoße sind weniger mächtig; sie sind halbzerstört und ganz ausgeräumt und gleichen riesigen Taubenschlägen für Fledermäuse.

Der Blick hinab von der Brustwehr des Hofes oder aus den Fenstern ist sehr schön. Das kleine Vaduz entwickelt sich unvermutet, daß es beinahe etwas wie Ausdehnung gewinnt, denn nach mehreren Richtungen bohrt es sich mit schmalen, krummen Gäßchen in die grünen Weinhalde hinein. Weiterhin überblickt man das ganze Fürstentum, mit Ausnahme des wilden

Saminathales, das sich übers Gebirge hinübergeschwungen hat gegen das Vorarlbergische hin. Dort ist reine Alpenlandschaft, mit Matten und ein paar Sennhütten; dort wohnen die Hinterwäldler von Liechtenstein.

Wie ein silbergrauer Strich mitten durch das breite Thal zieht der Rhein, schnurgerade von Süd nach Nord. In seinem steinernen Bette eingedämmt, steht er stellenweise höher als die Thalsole. Und von Jahr zu Jahr wird sein Wasserstand höher, denn er breitet immer neues Geröll über den Grund seines Rinnsals. Jenseits ragen die schroffen Kalkhäupter der Appenzeller Berge auf, in abenteuerlichen Formen, bald als Kanzel, bald als Ambos gestaltet, oder gar wie mit Schießscharten durchlöchert, daß der blanke Himmel mitten durch die starren Felszacken guckt. Drüben bei Buchs winkt das imposante Schloß Werdenberg, weiter rheinaufwärts steht auf jähem Felsvorsprung die wetterbraune Ruine Wartau wie ein Verzweifelter in Selbstmordgedanken. Ihr gegenüber diesseits hacken sich die seltsamen Abhänge des Fläscherberges senkrecht ab, hinter dem nichts Geringeres als eine eidgenössische Festung, Luziensteig, eingesenkt ist. Dort macht das Rheinthal die Biegung gegen Ragaz hin, um ein neues prächtiges Landschaftsbild zu beginnen.

Es ist still hier oben und freundlich. Nur das laute Treiben einiger Kinder, die dem alten Schloßhund das Leben sauer machen, weckt die verschlafenen Echos des Heidenturmes. Und in der Schweiz und in Österreich drüben pfeifen Lokomotiven; sie pfeifen entschieden denselben Dialekt.